

7. Schluss

Feministinnen stellten eigene Fragen an die Geschichte des Nationalsozialismus, sie suchten nach Frauen, ihren Erfahrungen und ihren Handlungen in der Geschichte. Sie wollten verstehen, was das Leben im Nationalsozialismus *für Frauen* bedeutet hat, in ihren vermeintlich unbedeutenden und von vergeschlechtlichten Zuschreibungen markierten Lebens- und Arbeitsbereichen. Sie fragten jedoch auch auf eigene Art und Weise, nämlich mit dem Aktivismus der neuen Frauenbewegung im Rücken, die eine Unterdrückung von Frauen überwinden, ihre Stimmen hörbar, ihre Anwesenheit sichtbar und ihre Anliegen gesellschaftlich wirksam machen wollte. Doch von welchen Frauen sprachen die Feministinnen, als sie sich mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus auseinandersetzten? Und *mit* welchen Frauen? Diese Fragen wurden in der feministischen Erinnerungskultur im Laufe der 1970er und 1980er Jahre immer drängender.

Ich habe die feministische Erinnerungskultur als streitbaren Prozess unterschiedlicher Akteurinnen beschrieben. Damit konnte ich plurale Stimmen und Identitäten innerhalb der spezifischen Bewegungsöffentlichkeit, die ich eingangs definiert habe, analysieren. Ich habe aufgezeigt, dass die feministische Erinnerungskultur dabei den Bedingungen und Praktiken der Alternativöffentlichkeit unterlag, die sich als inklusiv und partizipativ sowie als kritisches Gegengewicht zur etablierten konservativen Medienlandschaft, als Informations- und Sammlungspunkt der sozialen Bewegung und als Impulsgeberin und Raum für Aushandlungen verstand.

In meiner Analyse habe ich aufgezeigt, dass Geschichte für Feministinnen in der Bundesrepublik ein wichtiger Referenzpunkt war. Die historische Selbstvergewisserung in der neuen Frauenbewegung konstituierte sie als eine soziale Bewegung und trug dazu bei, eine kollektive Identität zu verhandeln. In der Suche nach historischen Vorgängerinnen ging es den Aktivistinnen darum, sich zu vergewissern, dass die neue Frauenbewegung auf eine langjährige Tradition der Kämpfe um Frauenrechte zurückblicken konnte. Diese Geschichte der Frauenbewegungen nahmen die Feministinnen als verschüttet wahr, da Frauen und Frauenbewegungen weniger Eingang in das kulturelle Gedächtnis von männlich dominierten Gesellschaften finden. Aus dieser Feststellung heraus entwickelte sich in der neuen Frauenbewegung das Bedürfnis, nach den Frauen in der Geschichte zu suchen, Zeugnisse ihres Lebens festzuhalten und auch das Wirken der eige-

nen Bewegung zu dokumentieren. Deswegen schufen Feministinnen Orte gesammelten Wissens und verhandelten historische Frauenerfahrungen in den Medien ihrer Alternativöffentlichkeit. Dies habe ich als aktiven Akt des Gedächtnisaktivismus beschrieben.

Doch die Geschichte des Nationalsozialismus ist für eine auf Identität zielende kollektive Erinnerung eine besondere Herausforderung. Denn die Nachkommen der deutschen Täter*innengesellschaft mussten sich unweigerlich mit den Verbrechen der eigenen Eltern- und Großelterngeneration auseinandersetzen. Aus Perspektive der Feministinnen nach 1968 verunmöglichte der Nationalsozialismus außerdem eine vorbehaltlose positive Identifikation mit der alten Frauenbewegung, da das Verhalten einiger Protagonistinnen in den Jahren der nationalsozialistischen Machtübernahme in Frage stand. Die Feministinnen haben demnach auf unterschiedlichen Ebenen die nationalsozialistische Vergangenheit verhandelt. Meine zentralen Aussagen, die ich aus der Untersuchung der feministischen Erinnerungskultur im Zeitraum von 1968 bis 1984 und ausblickend bis 1994 gewonnen habe, fasse ich folgend mit fünf Thesen zusammen.

Erstens: Die Vergangenheitsaneignung der »68er-Generation« war zwar der Ausgangspunkt für Feministinnen, doch gestaltete sich die feministische Erinnerungskultur zunehmend abweichend von der anklagenden und unpersönlichen Erinnerung der Protestgeneration um 1968 und wies damit eine eigene Qualität auf. Diese bestand in der Betonung der individuellen Erfahrung und feministischen Selbsterzählung, die ein besonderes Potential boten, sich der biografischen, alltags- und familiengeschichtlichen Verarbeitung des Nationalsozialismus anzunehmen.

Die »erste Generation« der Feministinnen erfuhr ihre Politisierung zu einem großen Teil in der Studentenbewegung. Das bedeutet, dass sie von der auf den Nationalsozialismus bezogenen Protestrhetorik und den dazugehörigen Theoriedebatten der 68er-Bewegung geprägt wurde. Dabei trat an die Stelle einer Anklage einzelner NS-belasteter Personen vermehrt eine pauschale »Faschismus«-Kritik. Die linke Gegenwartsanalyse richtete »Faschismus«-Vorwürfe zunehmend unkonkret und symbolisch gegen politische Gegner*innen. Die konkrete Analyse der NS-Vergangenheit blieb zugunsten der Ausrichtung auf die damals gegenwärtige und zukünftige Generation – was ich anhand der antiautoritären Erziehung und Sexualitätsdebatte aufgezeigt habe – weitgehend aus oder verlagerte sich in das theoretische Feld.

Die feministische Praxis der Selbsterfahrung (*consciousness raising*) lenkte den Blick von der theoretischen Auseinandersetzung mit der Gesellschaft weg und auf das Subjekt zurück. Diese Gesprächspraxis wurde als politisches Instrument der Bewusstwerdung ab Anfang der 1970er Jahre in der Frauenbewegung genutzt. Da sich Frauen in der Anwendung dieser Praxis auch mit ihrer Herkunft und eigenen familiären Prägung beschäftigten, eignete sich diese auch für Erinnerung. Anhand einzelner Beispiele aus feministischen Gesprächsgruppen und prominenter dokumentarischen Literatur zu Frauenbiografien konnte ich das Potential dieser individuellen Auseinandersetzung aufzeigen, die Geschichte des Nationalsozialismus zu thematisieren. Frauen konnten mit der feministischen Selbsterzählung potentiell ihre (Familien-)Biografien verhandeln und darüber ins Gespräch kommen, was sie selbst oder ihre Eltern zur NS-Zeit erlebt und getan hatten und welche Auswirkungen dies auf ihre Familie hatte. Das Konzept der feministischen Gesprächsgruppen erzeugte jedoch auch ein Spannungsverhältnis von erwünschter identifikatorischer Kollektivität bei gleichzeitiger (ebenso

erwünschter) Anerkennung der Einzelnen. Die weiblichen Erfahrungen sollten möglichst homogenisiert werden, um diese in politische Deutung und Handlungskonzepte zu transformieren. Dieser homogenisierende Effekt der Selbsterfahrung spielte in der feministischen Erinnerungskultur eine wichtige Rolle, da auch in historischer Hinsicht lange ein Kollektiv ›Frau‹ bemüht wurde, das erst durch Widersprüche marginalisierter Gruppen in den 1980er Jahren wirksam aufbrach.

Erinnerungen von Aktivist*innen haben Aufschluss darüber gegeben, wie sie Jahrzehnte später das Verhältnis zu ihren Eltern und das gemeinsame Sprechen über die NS-Vergangenheit erinnern und bewerten. Dabei hat sich gezeigt, dass die Auseinandersetzung mit den Eltern und dem Nationalsozialismus als identitätsstiftende Bezugsgröße dazugehörte, wenngleich diese qualitativ eine große Bandbreite aufwies: von konflikt- und vorwurfsvollen Auseinandersetzungen mit den Eltern über eine Vermeidung des Gesprächs über die NS-Vergangenheit bis hin zu einem harmonischen Miteinander. Darin konnte ich Effekte des kommunikativen Gedächtnisses in Familien aufzeigen, die oftmals harmonisierend wirkten und konkrete Verbrechenskomplexe aussparten.

Die ersten Jahre einer pluralistischen feministischen Öffentlichkeit ab Mitte der 1970er Jahre diente den Frauen auch zur Orientierung darüber, wie sie sich zu männlichen Urteilen und Deutungen über (Frauen im) Nationalsozialismus verhalten wollten. Sie setzten sich kritisch unter anderem mit den Werken von Maria-Antonietta Macchiocci und Klaus Theweleit auseinander und entwickelten eigene Faschismustheorien, die die feministische Perspektive miteinschlossen. In der Praxis des intuitiven Forschens suchten Frauen danach, die erinnerungskulturelle Leerstelle von ›Frauen im Faschismus‹ zu füllen. Dafür verwandten sie zunächst überwiegend historische Quellen, die dem Propagandamaterial des NS-Regimes entstammten. Somit kamen sie zu Schlussfolgerungen über die Lebenswirklichkeit von Frauen im NS-Regime – als dem Regime und seinen propagierten Geschlechterbildern vollständig unterworfen – die später mit Beginn der feministischen Oral History-Forschung und dem intergenerationellen Gespräch infrage gestellt und aufgebrochen wurden.

Feministinnen positionierten sich auch zu erinnerungskulturellen Diskussionen in der breiteren Öffentlichkeit und brachten hier ihre Kapitalismus- und Kulturkritik an, die offensichtliche Kontinuitätslinien zur linken Faschismusanalyse aufweisen. So nutzten Feministinnen 1979 noch nicht die Möglichkeit, auf das Identifikationsangebot der in der vielbeachteten Spielfilm-Serie »Holocaust« präsentierten Familiensaga einzugehen, sondern stellten das Medienspektakel als solches in Frage.

*Zweitens: Die Geschichtsaneignung der Feministinnen der 1970er und 1980er Jahre war von einem binären Geschlechtermodell und der Patriarchatsanalyse geprägt, worin Frauen als Opfer der männlichen Unterdrückung begriffen wurden. Außerdem bestand ein hohes Bedürfnis unter Feministinnen, sich mit ›allen Frauen‹ zu identifizieren. Im Falle der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus führte das zu einigen Schiefen: Frauen der nationalsozialistischen Täter*innengesellschaft konnten nicht ausschließlich als Opfer begriffen werden, während die Verfolgungsopfer des Nationalsozialismus lange am Rande der Erinnerung blieben. Dies führte in den 1980er Jahren zu Diskussionen und Abspaltungen innerhalb der feministischen Bewegung.*

Gender zeigte sich in der feministischen Erinnerungskultur als Strukturkategorie, die in erster Linie Opferschaft und (eingeschränkte) Handlungsräume von Frauen de-

terminierte. Mit der stärkeren Wahrnehmung von *race* ab Anfang der 1980er Jahre erweiterte sich das Blickfeld und die feministische Erinnerung wurde multiperspektivischer. Bis dahin hatte der historisch angewandte feministische Opferbegriff (Frauen als Opfer männlicher Unterdrückung) seine Schief lagen offenbart. Diese forderten dazu heraus, nach der Position und Handlungsmacht von Frauen – nicht nur in (historischen) Gewaltregimen, sondern grundsätzlich – zu fragen. Diese beiden Zugriffe – der Identität und Identifikation sowie der Position und die durch diese bedingte Handlungsmacht von Frauen – sind in der feministischen Erinnerungskultur zentral und wurden durchgängig diskutiert. Diese Diskussionen konnten auch auf die Strukturen der feministischen Öffentlichkeit bezogen werden.

Die Feministinnen schufen zur Kommunikation nach innen und außen Gesprächsräume und Medien, in denen weibliche Erfahrungen und Biografien erzählt und ausgehandelt wurden. Anschließend an die Diskurse und Praktiken innerhalb der Studentenbewegung und des Alternativmilieus entwickelten mehrere Feministinnen eigene Publikationsorgane. Für diese handelten sie konfliktvoll aus, auf welches Zielpublikum sich diese richten sollten, wer beteiligt werden und sich artikulieren wollte. Die Prinzipien der Gleichheit, Basisdemokratie, Beteiligung und Transparenz waren für Alternativmedien sehr wichtig. Darin stellt sich das besondere Potential der Alternativöffentlichkeiten für eine spezifische erinnerungskulturelle Praxis dar. Aufgrund dieses Ansatzes wurde Feministinnen erst im Laufe der Jahre bewusst, dass auch ihre Bewegungsöffentlichkeit Exklusionsmechanismen aufwies. Nicht ›alle Frauen‹, wie es dem kollektivierenden Anspruch nach hieß, waren an der Öffentlichkeitsproduktion beteiligt; Feministinnen unterschiedlicher Herkunft, Klasse, Bildungsgrad etc. waren unterschiedlich sprachmächtig und repräsentiert. Diese Exklusion fand auch auf Ebene der Erinnerungskultur statt, in der »Frauen im Nationalsozialismus« als Frauen einer weißen, christlichen, deutschen, nicht-verfolgten Mehrheit imaginiert wurden. Der Modus der *gendered memory* führte jedoch auch produktiv dazu, dass Lebens- und Erfahrungsräume von Frauen in das gesellschaftliche Erinnern zunehmend einbezogen wurden. In der Erweiterung durch die Diskriminierungskategorie *race* konnten – in Anwendung von in der Bewegung etablierte feministische Praktiken – Marginalisierte das Wort ergreifen und Öffentlichkeit für ihre Identitäten und Geschichten herstellen.

Drittens schufen Feministinnen Erinnerungen an den Nationalsozialismus zu einem großen Teil im Gespräch, dabei war vor allem das intergenerationelle Gespräch mit Miterlebenden von großer Bedeutung. Der Schwerpunkt lag hier auf politisch widerständigen und ›ganz normalen‹ – deutschen, nicht-verfolgten – Frauen. Damit trugen Feministinnen dazu bei, Erfahrungen von Miterlebenden des Nationalsozialismus zu speichern und zu vermitteln. Sie ermöglichten, dass weibliche Erfahrungen, darunter auch sexualisierte Gewalt gegen Frauen im Krieg, in die Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus integriert wurden. Damit verstärkten sich jedoch auch deutsche Opfererzählungen.

Die Begriffe Identifikation, Selbsterzählung und Gespräch stehen als Schlüsselbegriffe für die feministischen Praktiken, die besonders zwischen 1976 und 1983 wirksam wurden. Feministinnen speisten ihre Ideen und Praktiken der Geschichtsaneignung in das kulturelle Gedächtnis der Bundesrepublik ein, wie ich insbesondere an der ersten Ausstellung über Frauenleben und Frauenbewegungen im Historischen Museum Frank-

furt zeigen konnte. In der Hochphase der neuen Frauenbewegung etablierte und verbreitete sich die Bewegungsöffentlichkeit immens. An dieser Öffentlichkeit konnten potentiell »alle Frauen« teilhaben und einige Frauen nutzten es, durch Zuschriften ihre Meinungen oder Themenvorschläge einzubringen und in Arbeitsgruppen bei Veranstaltungen, in eigenen Artikeln in Zeitschriften oder durch Leserinnenbriefe ihre Perspektive zu äußern und zur Diskussion anzubieten. Die Aktivistinnen suchten das Gespräch und den Austausch über die Geschichte und sprachen gezielt ältere Frauen an, um nach ihren Erfahrungen zu fragen. Parallel machte sich die Pionierinnen der historischen Frauenforschung an den Universitäten auf den Weg, neue Zugänge zur Geschichte zu entwickeln und auszuprobieren. Dies habe ich anhand zweier – in den Diskussionsräumen der Frauenbewegung konfliktvoll diskutierten – Projekten der feministischen Oral History vertieft analysiert.

Für das Gespräch über den Nationalsozialismus habe ich drei Gruppen identifiziert, die besonders bedeutsam waren. Erstens waren ältere Lesben und Frauen aus dem politischen Widerstand wichtige intergenerationelle Gesprächspartnerinnen und Vorbilder. Die feministische Erinnerungskultur tauschte sich dabei auch mit der Erinnerungskultur der Verfolgtenverbände aus, die eigens zu den Erfahrungen ihrer Mitglieder publizierten. Die Veröffentlichungen über Lesben und Frauen im Widerstand in der feministischen Öffentlichkeit dienten zur historischen Selbstvergewisserung und als Speicher von historischen Erfahrungen. Außerdem suchten Feministinnen das Gespräch mit Frauen aus der Müttergeneration. Diese deutschen, nicht-verfolgten Frauen standen zwar auch unter dem Verdacht, im Nationalsozialismus mitgewirkt zu haben, konnten jedoch mit den feministischen Auffassungen über systemische Patriarchate entlastet werden. Sie dienten somit zur Identifikation unter Vorbehalt. Der Film »Deutschland, bleiche Mutter« (1980) der feministischen Regisseurin Helma Sanders-Brahms war für diese Auseinandersetzung ein wichtiges Referenzwerk. Vor allem die West-Berliner Zeitschrift *Courage* veröffentlichte regelmäßig zu historischen Themen, die Redaktionsmitglieder beschäftigten sich mit den Biografien ihrer eigenen Mütter und publizierten eine Reihe von Interviews und Portraits älterer Frauen. Mit dem Sonderheft zum Alltag im Zweiten Weltkrieg (1980) ermöglichte die *Courage* eine erste umfangreiche Veröffentlichung von Erinnerungsberichten von Frauen, die sich thematisch auf ihre Erfahrungen von Flucht, Bombenkrieg und sexueller Gewalt durch alliierte Soldaten fokussierten. Die Zeitschrift *Emma* war in dieser Hinsicht etwas anders aufgestellt. Der Herausgeberin Alice Schwarzer selbst schien das Thema Nationalsozialismus jedoch sehr wichtig, da sie es mehrfach in ihrem Editorial behandelte und sich auch persönlich mit ihrem Verhältnis zur NS-Erinnerung auseinandersetzte. *Emma* verwies außerdem wiederholt auf Buchveröffentlichungen in dem Feld.

Die feministische Erinnerungskultur integrierte demnach schon Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre die Erinnerungen deutscher, nicht-verfolgter Frauen. Die Opfererzählungen dieser Frauen schlossen an deutsche Entlastungserzählungen an, die bis in die unmittelbare Nachkriegszeit zurückreichen. Die feministische Erinnerungskultur aktualisierte somit einerseits die vergeschlechtlichten Motive von Flucht und Kriegsniederlage und trug auch ganz wesentlich zur Popularität der »Trümmerfrau« als Erinnerungsfigur bei. Andererseits bot der feministische Zugriff auf die individuellen Erfahrungen von Frauen jedoch auch die Möglichkeit, dass eine Frauengeneration

selbstermächtigt über ihr Leben sprechen konnte, die dies bisher öffentlich kaum getan hatte. Diese Ermächtigung steht erinnerungskulturell auch im Kontext der zunehmenden Artikulation von marginalisierten Verfolgtengruppen in der Bundesrepublik, wie ich es anhand der Sinti*zze und Roma*nja herausgearbeitet habe.

Anfang der 1980er Jahre stellten Feministinnen die Fokussierung auf deutsche, nicht-verfolgte Frauen infrage und erklärten sich erstmalig als Angehörige einer Mehrheit. Sie fragten auch verstärkt nach den Handlungsräumen von Frauen. 1983 entwarf Margarete Mitscherlich das psychoanalytische Konzept eines ›weiblichen‹ Antisemitismus als Anpassung an ›männlichen‹ Antisemitismus und Christina Thürmer-Rohr führte im selben Jahr ihr Konzept einer Mittäterschaft von Frauen ein. Beide Ansätze waren impulsgebend, jedoch auch hochumstritten, da sie wiederum die Opfer von Verfolgung und Völkermord außer Acht ließen. In diesem Zusammenhang kam mit den vom NS-Regime Verfolgten eine weitere Gruppe von Gesprächspartnerinnen in den Blick, die bisher entweder gar nicht explizit benannt oder unter »Frauen im Nationalsozialismus« subsumiert worden waren. Dies waren zuerst Sintizze und Romnja. Vor allem die West-Berliner Zeitschrift *Courage* ermöglichte es Sintizze, die Opfer von Verfolgung und Zwangssterilisationen geworden waren, über diese Erfahrungen Auskunft zu geben. Danach kam Anfang der 1980er Jahre ein Gespräch zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Feministinnen in Gang, das jedoch von Vorbehalten, Skepsis und Schuldgefühlen seitens der Nichtjüdinnen geprägt und stark vom israelbezogenen Antisemitismus in der Linken beeinflusst war. Im Kontext der Antisemitismus-Diskussionen in der Linken ermöglichten jedoch die beiden bedeutendsten ›Publikumszeitschriften‹ aus der Frauenbewegung, *Emma* und *Courage*, dass erstmalig Jüdinnen über ihre Identität schrieben und darüber, wie es ihnen in der bundesdeutschen Gesellschaft und in den Alternativbewegungen erging. Eine Ausnahme war die Journalistin Peggy Parnass, die als Bindeglied zwischen linker und feministischer Öffentlichkeit beschrieben werden kann und als Holocaustüberlebende schon in den 1970er Jahren regelmäßig die Perspektive der als jüdisch Verfolgten artikuliert.

Viertens: Marginalisierte und rassismus- und antisemitismuskritische Frauen konnten sich die Praktiken der feministischen Erinnerungskultur aneignen und ihre Positionen und Identitäten in den 1980er Jahren gedächtnisaktivistisch in die feministische Erinnerungskultur einbringen. Damit pluralisierten sie die Perspektiven auf NS-Erinnerung.

Marginalisierte Frauen bezogen sich (spätestens) ab 1984 kritisch auf die feministische Erinnerungskultur und integrierten diese in ihre Bewusstwerdung und Artikulation. Jüdische Frauen, afro-deutsche Frauen und *women of color*, sowie Frauen mit Migrationserfahrung stellten erstens sich selbst, ihre Identitäten und die alltäglichen Diskriminierungen zur Diskussion, denen sie in der bundesdeutschen Gesellschaft aber auch in der neuen Frauenbewegung ausgesetzt waren. Zweitens verwiesen sie auf die historische Dimension dieser Diskriminierungen und schufen damit einen ganz anderen Zugang zur Erinnerung an den Nationalsozialismus als die Feministinnen aus der weißen, deutschen, zumeist christlich-sozialisierten Mehrheitsgesellschaft. Damit verhalten sie den Opfern von rassistischer und antisemitischer Gewalt und Verfolgung zu mehr Sichtbarkeit. Das Thema Differenz unter Frauen prägte in aller Deutlichkeit ab 1984 und bis Anfang der 1990er Jahre die Frauenbewegung. Die Konflikte in der feministischen Er-

innerungskultur geben Auskunft darüber, dass Gedächtnisbildung in hohem Maße von Sprachmächtigkeit und Ein- und Ausschlussmechanismen abhängt.

Anhand der afro-deutschen Frauenbewegung und des antisemitismuskritischen Schabbeskreises konnte ich aufzeigen, wie diese Frauen die Leerstellen in der Erinnerung an den Nationalsozialismus thematisierten und ihre Perspektiven als Schwarze Deutsche oder Nachkommen als jüdisch Verfolgter aktiv in die feministische Erinnerungskultur einbrachten. Das stellte sich als ein aktiver Akt des Gedächtnisaktivismus dar, indem sie ihre Identitäten offenbarten und Feministinnen der weißen, christlich-sozialisierten Mehrheit dazu aufforderten, sie in ihre Erinnerung mit einzuschließen. Die Kritik von rassismus- und antisemitismuskritischen Frauen betraf auch den Bereich des sozialen Gedächtnisses, also der nicht intendierten Vermittlung von Geschichte im Alltag. Hier entfaltete ihre Kritik besondere Sprengkraft. Denn die ›Mehrheitsfrauen‹ waren sich ihres diskriminierenden Verhaltens nicht immer bewusst und sie artikulierten sich in einem Umfeld, in dem zum Beispiel der israelbezogene Antisemitismus sehr präsent war. Die rassismus- und antisemitismuskritischen Frauen verdeutlichten, dass ein Nicht-Erinnern von ›anderen‹ Identitäten auch eine Art von Diskriminierung ist. Für ihre Kritik nutzten sie etablierte Frauenbewegungsräume und feministische Praktiken, sodass ihre Initiativen als Korrektiv in der feministischen Erinnerungskultur wirken konnten. Sie stießen damit bei einigen Frauen einen fundamentalen Bewusstseinswandel an, wie ich anhand der *Emma*-Autorin Ingrid Strobl zeigen konnte.

Die Diskussionen um Differenz, Antisemitismus und Rassismus wurden in Frauenbewegungsräumen geführt, in denen sich Feministinnen jedoch explizit kritisch auf die historische Frauenforschung bezogen, wie ich in einem abschließenden Ausblick vorgestellt habe. Dabei habe ich herausgearbeitet, dass sich Kritiken an ›der Frauenforschung‹ an mehreren Stellen auch auf populäre Geschichtsdarstellungen bezogen, die in der feministischen Erinnerungskultur breit rezipiert worden waren, aber nicht im engeren Feld der geschichtswissenschaftlichen Erforschung von Frauen im Nationalsozialismus anzusiedeln sind. Die vorgetragene Kritik löste jedoch wichtige Impulse für die Frauenforschung aus, die sich um 1990 noch eng mit Bewegungsdiskussionen verflochten zeigte, sich ab da jedoch entscheidend von ihnen wegentwickelte. Hier ist auch der ›Historikerinnenstreit‹ von 1989 bis 1992 einzuordnen. Ich konnte außerdem aufzeigen, dass diese Diskussionen sich auch aus der Auseinandersetzung mit öffentlicher Erinnerungskultur und geschichtspolitischen Debatten speisten, insbesondere aus dem Historikerstreit ab 1986 und den erinnerungskulturellen Veränderungen in der Zeit der deutsch-deutschen Wiedervereinigung.

Die feministische Erinnerungskultur war fünfens stets von konfliktvollen Aushandlungen geprägt, wobei die Konfliktlinien überwiegend dort verliefen, wo Frauen unterschiedliche (biografische oder identitäre) Hintergründe mitbrachten oder sich unterschiedlichen Strömungen der Frauenbewegung zuordneten. Auch die Verflechtung von Frauenforschung und Frauenbewegung war ein Anlass für Konflikte.

Die Pionierinnen der Frauenforschung zum Nationalsozialismus waren sehr sprachmächtig und trieben die feministische Erinnerungskultur voran. An mehreren Beispielen habe ich herausgestellt, dass die Pionierinnen der historischen Frauenforschung durch ihr Wirken in der feministischen Öffentlichkeit über erinnerungs-

kulturelle Deutungsmacht und Stimmgewalt verfügten. Die akademisch gebildeten Historikerinnen, Sozial- und Politikwissenschaftlerinnen trugen ihre Forschungsthemen in die Bewegungsmedien und stellten sich in Bewegungsräumen den kritischen Vorwürfen ihrer feministischen Mitstreiterinnen. Sie bezogen auch Anliegen aus der Bewegung auf ihre Forschungsgegenstände und trieben neue Methoden, wie insbesondere die Alltagsgeschichte und Oral History, produktiv voran. Die Frauenforschung nahm ab Ende der 1980er Jahre – auch durch die Kritik aus der Bewegung dazu angestoßen – vermehrt die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung in den Blick und fragte explizit nach Frauen als Täterinnen. Damit wurden Frauenforscherinnen zu Pionierinnen der Erforschung der nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft‹ und in der Frage danach, wie die breite deutsche Gesellschaft an den Verbrechen des Regimes beteiligt war.

An der feministischen Erinnerungskultur hatten jedoch durchaus unterschiedliche Akteurinnen teil, die jeweils eigene Akzente setzten. Vor allem Journalistinnen und Filmemacherinnen trugen entscheidend zur feministischen Erinnerungskultur bei und widersprachen in einzelnen Debatten den Forscherinnen dezidiert. So ist die ab 1983 unter Feministinnen unterschiedlicher ›Lager‹ geführte Debatte um den Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) im Jahr 1933 Ausdruck des Interesses, feministische Gegenwartspositionen historisch abzusichern. Auch hat die Vertiefung in den Nachlass von Hilde Radusch, die im Nationalsozialismus als Kommunistin verfolgt worden war, aufgezeigt, welche unterschiedlichen Rollen ältere Frauen in der neuen Frauenbewegung einnehmen konnten. Denn Radusch, die lesbisch lebte und darüber schrieb und sprach, war auch Aktivistin in der neuen Frauenbewegung, ehe sie mit höherem Alter und dem gestiegenen gesellschaftlichen Interesse an alltagsgeschichtlichen Erzählungen zu einer Zeitzeugin des Nationalsozialismus wurde.

Anhand der Filmemacherin Helke Sander konnte ich zeigen, wie eine der wichtigsten Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung, die nicht in der historischen Frauenforschung aktiv war, sich spät des Themas annahm. In ihrem Film »BeFreier und Befreite« (1992) über die Massenvergewaltigungen von deutschen Frauen zu Kriegsende stellte sie eine universal verstandene weibliche Opferschaft der männlichen Täterschaft gegenüber und schloss damit an Erinnerungsmotive an, die um 1980 die feministische Öffentlichkeit dominiert hatten. Diese Motive sind in der populären öffentlichen Geschichte der 2000er Jahre wiederzufinden, in der deutsche Opfererzählungen einen neuen Aufschwung erhielten. Anschließend an dieses Ergebnis meiner Arbeit erscheint es lohnenswert, den Transfer von Motiven der feministischen Erinnerungskultur in die Populärkultur der wiedervereinigten Bundesrepublik und ihre Wirkmächtigkeit bis heute genauer zu untersuchen. Dies bleibt einer anderen Studie überlassen.